

Glaubenssachen

Sonntag, 23. Juni 2024, 08.40 Uhr

„Hier lass uns Hütten bauen“
Über den Geist sakraler Räume
Von Marleen Stoessel

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

Es gibt Erfahrungen, die schwer in Worte zu fassen sind. Jeder von uns kennt sie. Zu ihnen zählen jene, die dem *genius loci* oder wir könnten auch sagen, dem *spiritus loci* entspringen: Plätze, Orte, Räume, insbesondere sakrale, die uns emotional berühren, in uns einen Widerhall erzeugen, sofern wir dafür empfänglich sind. Ein geistiger, metaphysischer oder auch spiritueller Widerhall, der etwas Weitendes, Entgrenzendes hat, so wie der Blick in den nächtlichen Sternenhimmel oder aufs Meer. Denn auch die Natur öffnet uns zuweilen Räume sakraler Art.

Zunächst aber soll der Blick jenen Orten gelten, die bewusst als sakrale Räume dienen: Kirchen, Kathedralen ebenso wie Tempel, Synagogen, Moscheen – alle Kulturen und Glaubensrichtungen bringen sie hervor: als Räume des Kults, des Rituals, der Liturgie, der Andacht, der Stille, des Gebets. Trotz Säkularisierung haben sie bis heute als sichtbare Gestalten, als architektonische Zeugnisse kultureller und religiöser Zugehörigkeiten überdauert. Und der Brand von *Notre Dame* im Jahr 2019 in Paris mag auch den berührt haben, der einer anderen Religion oder gar keiner Glaubensgemeinschaft angehört. Wer die Dresdner *Frauenkirche* noch als brandgeschwärzten Trümmerhaufen inmitten von Schutt und Asche gesehen hat – als Brand- und Mahnmal auch christlichen Versagens in jenen Jahren der Barbarei – wird mit der Freude über ihre Wiederauferstehung auch die Hoffnung auf jenes immer neu beschworene „Nie wieder!“ verbinden, das derzeit erneut so gefährdet scheint.

Die von der deutschen Luftwaffe im November 1940 vernichtete mittelalterliche *Kathedrale von Coventry* wurde in den fünfziger Jahren wieder errichtet und ihr Neubau, der die Ruine einbezog, 1962 mit der Uraufführung von Benjamin Britten's *War Requiem* eingeweiht – als Requiem für die Toten des Krieges, auf dass deren Stimmen in dem neubauten Kirchenraum widerklingen mögen. Auch eine Begegnung von Freund und Feind hat Britten mit dem Gedicht *Strange meeting* von Wilfred Owen, das noch den Toten des Ersten Weltkriegs gewidmet war, in seine Vertonung einbezogen: ihre berühmt gewordene Begegnung im Totenreich als Höhepunkt dieses Requiems. Dort löst sich auf, was Freund und Feind im Leben trennte: *Ich bin der Feind, den du getötet hast, mein Freund* – singt leise, fest und ruhig im Bariton hier der Getötete, am Ende seiner Ansprache im Gedicht dem ehemaligen Feind auf Erden symbolisch die Hand reichend. Coventry versteht sich ausdrücklich auch als Stätte der Begegnung und Versöhnung. Indes, der Wahnsinn des Kriegs, jeden Kriegs, der hier, in diesem Requiem in aller Trauer verabschiedet werden sollte, dauert fort. Anschläge auf Synagogen häufen sich derzeit und wirken wie Hohn auf jenes Mantra des „Nie wieder!“, als würde die Geschichte allen Behauptungen zum Trotz sich wiederholen, die Menschen nie aus ihr lernen können. Im Kapitel 17 seines Evangeliums berichtet Matthäus, wie Jesus sich mit seinen Jüngern Petrus, Johannes und Jakobus auf einen hohen Berg begibt und eine „Verklärung“ erfährt. Währenddem erscheinen ihnen Mose und Elia, die mit ihm reden und, wie Matthäus weiter berichtet:

Petrus aber hob an und sprach zu Jesus: Herr, hier ist für uns gut sein! Willst du, so wollen wir hier drei Hütten machen, dir eine, Mose eine und Elia eine –

woraufhin die Stimme Gottes aus einer Wolke ertönt, die auf Jesus als seinen geliebten Sohn hinweist. Die beiden berühmten Propheten aber sind kurz darauf verschwunden, die Frage des Hüttenbaus ist Fragen nach der Rolle des Propheten Elia gewichen. Was für unseren Zusammenhang interessiert, ist zum einen der Wunsch, den drei verehrten Gestalten einen Wohnort zu geben und zum anderen die Wahl des Orts, der als geeignet, als „gut“ befunden wird. Das Urbild sakraler Räume, zumindest innerhalb des jüdisch-christlichen Kulturkreises, ist der *Tempel Salomons*. Im ersten *Buch der Könige* wird sein Bau ausführlich geschildert, die Gliederung der Räume, Vorhöfe und Chorraum, das Material aus behauenen Steinen, aus Zedern- und Zypressenholz, Kupfer und Gold. Sieben Jahre dauert der Bau – bei der Einweihung wird im Allerheiligsten die Bundeslade mit den beiden Tafeln des Gesetzes geborgen, die Moses einst auf dem Berg Sinai von Gott, umhüllt von einer Wolke, empfing. Im 8. Kapitel heißt es dazu in Luthers Übersetzung:

So brachten die Priester die Lade des Bundes des HERRN an ihren Platz im Chorraum des Hauses, in das Allerheiligste, unter die Flügel der Cherubim. (...) Und es war nichts in der Lade als nur die zwei steinernen Tafeln des Mose, die er hineingelegt hatte am Horeb, die Tafeln des Bundes, den der HERR mit Israel schloss, als sie aus Ägyptenland gezogen waren. Als aber die Priester aus dem Heiligtum gingen, erfüllte die Wolke das Haus des HERRN, so dass die Priester nicht hinzutreten konnten wegen der Wolke; denn die Herrlichkeit des HERRN erfüllte das Haus des HERRN. – Da sprach Salomo: Die Sonne hat der HERR an den Himmel gestellt; er hat aber gesagt, er wolle im Dunkel wohnen. So habe ich nun ein Haus gebaut dir zur Wohnung, eine Stätte, dass du ewiglich da wohnest.

Er wolle „im Dunkel“ wohnen: Wie die Verhüllung der göttlichen Erscheinung in der Wolke, so wird die Dunkelheit wesentliches Element jeder sakralen Stätte. Doch eine Dunkelheit, eine Verhüllung, die immer Verweis auf das Verhüllte, das Licht, als Symbol des Göttlichen und hier des Einen Gottes ist, welches noch gedämpft hindurch scheint – eine gleichsam transparente, lichtvolle, ja lichtgesättigte Dunkelheit, welche die Atmosphäre aller sakralen Räume prägt. Besonders die gotischen Kathedralen haben sie mit ihren farbigen Glasfenstern erzeugt, in denen das Licht sich vielfältig bricht, so wie es auch in Moscheen auf den farbigen Ornamenten und Mosaiken widerscheint und diese zum Leuchten bringt. Im Schein der Kerzen wird es eingefangen, ruht als Schimmer auf dem Kupfer und Gold der Leuchter, der Schreine, Geländer und Simse, belebt mit seinen Schatten die Gestalten auf Fresken und Ikonen. Licht in seiner vielfältigen Verschattung erschafft noch einmal den Raum und löst zugleich seine Konturen und Grenzen auf.

Dunkelheit wird so zur Form eines Lichts, das ein Leuchten von innen her erzeugt, anders als mit ihrem äußeren Gleißeln die Sonne.

Mehr noch: die Maße der Räume, ihre Höhe, Kuppeln, Gewölbe, Bögen und Pfeiler, ihre Galerien, Emporen, Umläufe und Stufen, Lettner und Kanzel, ihre Zentrierung und Ausrichtung auf den Altar; die allem zugrundeliegende Geometrie, oftmals dem Goldenen Schnitt, der harmonischen Proportion des Ganzen zu seinen Teilen, abgewonnen – dies alles bringt, wie die Farben im Dunkel ihr Leuchten, einen Raumklang hervor, den hörbare Musik nurmehr zu ergänzen, zu erfüllen scheint, ob

Orgel, ob Glocken oder Gesang. Auch der gregorianische Choral fand in solch förmlich klingender Tektonik seine Erfüllung, oder mochte umgekehrt aus ihr hervorgegangen sein.

So begrenzt der fest gefügte Raum – durch das vielfarbig gefilterte Licht, die Stille, die Sammlung, den atmosphärischen Klang trägt er zugleich zur Erfahrung einer Entgrenzung, eines Transzendenten bei, eines „Größeren“, „Höheren“, in dem wir uns erhoben, aufgehoben, geborgen fühlen, auch ohne notwendigerweise gläubig zu sein. Als gleichzeitige Erfahrung einer Weitung des inneren Ichs wie auch seiner Sammlung, eines Beisichseins.

Raum ist immer dreidimensional. Diese geheimnisvolle Erfahrung aber eröffnet uns stets eine vierte Dimension, die mit der Ratio, unserem messenden Verstand nicht zu erfassen und darum auch schwer in Worten wiederzugeben ist. Der Raum im Spiegel des inneren Raums sprengt gleichsam seine Grenzen und öffnet sich, uns, dem Unendlichen, in dem auch die Zeit sich aufzulösen scheint. In seinem so reichhaltigen wie informativen Buch über die „Geheimnisse der Kathedrale von Chartres“ schrieb der französische Autor Louis Charpentier seinerzeit, mit Blick auf die gotischen Gewölbe und ihre Bauweise:

Das gotische Kreuzgewölbe beruht auf dem Prinzip, seitlichen Druck in senkrechten Druck umzuwandeln. (...) Das gotische Bauwerk erfordert, um überhaupt bestehen zu können, dass Schub und Gewicht genau aufeinander abgestimmt sind. Das Gewicht des Gewölbes, das den Seitendruck erzeugt, wird durch die Form des Gewölbes aufgehoben. Die steinerne Sprungfeder befindet sich also in fortwährender Spannung, die durch die Kunst des Baumeisters „gestimmt“ werden kann, nicht anders als man eine Harfensaite stimmt. Dass die Kathedrale ein Musikinstrument sei, ist nicht nur ein schöner Vergleich, sie ist es tatsächlich.

Das gemeinsame, gleichsam polyphone Schwingen all dieser Elemente scheint der Schlüssel zum Geheimnis nicht nur dieser Kathedrale, sondern all ihrer großen gotischen Schwesterbauten zu sein, von der Kathedrale in Reims über Notre Dame bis zum Freiburger Münster oder den Kölner Dom. Doch nicht nur diese grandiosen Orte und Räume hochentwickelter Baukunst vermögen unsere inneren Saiten zum Klingen zu bringen, auch eine schlichte Dorfkirche oder eine kleine Schifferkapelle am Meer – das schmale Kirchschild, die Bänke womöglich aus Bohlen eines alten Fischkutters gezimmert, die Wände mit den Namen verschollener oder ertrunkener Seeleute markiert – auch diese bescheiden unscheinbaren Orte lassen uns oftmals jene vierte Dimension erahnen, wo das Unendliche, Zeitlose, das Geheimnis von Leben und Tod beginnt.

Inmitten eines weiten Feldes in der Eifel ragt ein fensterloser Quader auf – von oben als Fünfeck erkennbar, das alte symbolische Maß für den Menschen. Ein schmaler Feldweg führt auf den Eingang zu, ein schweres graues Tor aus Stahl in der Form eines spitzwinkligen Dreiecks. Eine kleine hohe, wie streng sich abschottende turmlose und als solche nicht zu erkennende Kirche mitten in der Landschaft, die der Schweizer Architekt Peter Zumthor auf Bitten eines ansässigen Bauern-Ehepaars zwischen 2005 und 2007 errichtet hat: die Bruder Klaus-Kapelle, benannt nach Nikolaus von Flüe, einem mittelalterlichen Schweizer Mystiker und Asketen,

den das Ehepaar besonders verehrte, so wie Zumthors eigene Mutter. Tritt man hinein, führt ein schmaler spiralförmiger Gang – ähnlich einem Schneckengehäuse –, der von vertikalen in Feuer gehärteten Fichtenstämmen gebildet ist, in ein inneres Rund, worin sich nur eine Bank, ein Tischlein mit Kerzen, ein Pult mit der Heiligen Schrift, sowie eine Marienstatue und eine bronzene Stele des Bruders Klaus befinden. Hoch oben über dem Rund aber ausgespart die Öffnung zum Himmel. Neben vielen kleinen, sanft das Licht filternden Bullaugen, die in die sandfarbene, aus gestampftem Beton hergestellte Mauer eingelassen sind, ist diese Öffnung nach oben die einzige Lichtquelle – und ist ebenso Öffnung für Regen, Schnee, Wolken und Wind. Zweimal täglich kommt oder kam das Paar (der Mann ist inzwischen verstorben), um die Kerzen anzuzünden, die Kapelle zu reinigen, und zum andächtigen Verweilen. Kein liturgischer Ort, lediglich ein schlichter Ort der Andacht in großartiger Architektur, die in ihrer monolithischen Strenge und Einfachheit auch an die biblische Arche erinnert. Der Filmemacher Christoph Schaub hat in dem wunderbaren Dokumentarfilm „Architektur der Unendlichkeit“ diesem Ort ein Denkmal gesetzt, über dem die mystischen Worte des Bruders Klaus als Motto zu schweben scheinen: *Mitte ist überall und Grenze nirgends.*

Auch der große kalifornische Lichtkünstler James Turrell kommt in diesem Film vor, der mit seinen farbigen Gestaltungen von Raum und Licht sich wiederum dem Unendlichen, jener vierten Raum und Zeit auflösenden Dimension zuwendet, die uns diese besondere Erfahrung, ob religiös oder spirituell oder mystisch zu nennen, eröffnet. In der Kapelle des Dorotheenstädtischen Friedhofs in Berlin hat er eine dauerhafte Lichtinstallation gestaltet. Als werde Licht, ein neuer Schöpfungstag, so lässt er in langsamen über eine Stunde sich dehnenden Rhythmen so vielfarbig wie unendlich zart das Licht aufgehen, sich über den Altar und die Grenzen des Raums verfließen, diesen sich ins Unendliche weiten – strahlend hell am Ende, als bräche der Morgen an. Der Ort des Totengedenkens, der so zum Ort der Auferstehung wird, zur Wiedergeburt des Lichts. Das Dunkel, welches das Licht gebiert, Dunkelheit als Quelle des Lichts – Turrell nennt sie auch eine „warme Hülle“ – ist ihm so bedeutend wie das Licht selbst. Es ist das den Künstler leitende Credo.

Ein Credo, das wir uns ganz unabhängig von aller Konfession denken, vielmehr als den gemeinsamen Kern aller Religionen vorstellen können, als ihren transzendenten, mystischen Kern, der sie bei aller Verschiedenheit eint. Wie jener verlorene Ring aus Lessings berühmter Parabel, der mit der Parabel selbst den Schlüssel zu ihrem Geheimnis bietet. Die Entscheidung für das sogenannte *House of One* in Berlin, das in drei Bauteilen Synagoge, Kirche und Moschee unter einem Dach vereinen soll, als Ort der Begegnung und des Dialogs, in wechselseitigem Respekt vor dem Ritus des Anderen, dürfte sich diesem aufgeklärten humanen Lessingschen Geist verdanken, der die drei abrahamitischen Religionen als gemeinsamer Unterstrom durchläuft. Aufgeklärt und transzendent zugleich, jedem zugänglich, ob gläubig, religiös gebunden oder nicht.

Einem offenbar wachsenden Bedürfnis entsprechend, entstehen auch andernorts ähnliche interreligiöse Einrichtungen, nicht nur in Deutschland. So öffnete in der georgischen Hauptstadt Tiflis Ende 2023 auf Initiative des Bischofs der Evangelisch-Baptistischen Kirche diese ihre Pforten, als *Friedenskathedrale* für Juden, Christen

und Muslime gemeinsam, mit je eigenem Raum unter einem Dach. Auch Flüchtlingen steht sie offen. Und, erstaunlich genug, auch in Abu Dhabi wurde ebenfalls im letzten Jahr mit dem *Abraham Family House* ein solches Einheitszentrum mit drei hier diesmal für sich stehenden, die einzelnen Religionen repräsentierenden Gebäuden geschaffen, auf Initiative von Papst Franziskus und Scheich Ahmad al-Tayeb. Schon 2019 hatten sie ihre Entscheidung in der „Erklärung von Abu Dhabi“ besiegelt, in einem gemeinsamen „Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt“. Als ein Zeichen, so möchte man hoffen, gegen Intoleranz und Religionskriege jeder Art, welche die Katastrophen der Geschichte bis heute weltweit markieren. Was die grandiose *Hagia Sophia* am Bosphorus in ihren geschichtlichen Phasen darstellte: erst römisch-byzantinische Kirche, später Moschee, dann Museum und seit wenigen Jahren wieder Moschee – was in diesen historisch auf Krieg und Gewalt beruhenden Verwandlungen eine Chance hätte sein können im Sinne des *House of One* und all der erwähnten Einrichtungen, ist mit ihrer Rückverwandlung in eine Moschee durch den türkischen Präsidenten Erdogan vorerst vertan. Es bleibt die Hoffnung auf die Wirkung, den Geist einer Architektur, deren reicher überweltlicher Klang den irdischen Missklang am Ende zu übertönen vermag. So wie jene großen wundervollen Kathedralen und all die kleinen Orte ritueller Gemeinschaft, deren wahrer Geist Verbindung, nicht Trennung und Feindschaft zwischen den Menschen schafft. Orte, die noch in der Diaspora ihre besondere Kraft zu entfalten vermögen wie der mehrmals täglich wo auch immer aufgerollte Gebetsteppich für einen Muslim, dem im Notfall auch ein Handtuch dafür dient – oder gar nur imaginativ als Synagoge im Herzen, von der der israelische Dichter Yehuda Amichai in einem Gedicht spricht.

Bleibt in dieser kleinen Auswahl besonderer Räume aus dem die Zeiten und Kulturen übergreifenden Atlas der geweihten Stätten noch ein letzter Blick auf Orte, wie ihn nicht zuletzt auch die Natur hervorbringt, unklar, wer wem hier folgt: die Kunst der Natur oder die Natur und ihre natürliche Architektur der Kunst. Vermutlich liegt es allein in der Wahrnehmung des Menschen, der entdeckt und erkennt, was vordem scheinbar verborgen war. Harmonie, die Gesetze des Goldenen Schnitts, gelten und finden sich überall, in der Kunst wie in der Natur. Eine der schönsten Beschreibungen eines solchen Orts, eines gewissermaßen naturgegeben sakralen Orts hat der 2018 verstorbene russische Schriftsteller Andrej Bitow in seinen *Armenischen Lektionen* gegeben, als er noch in der Sowjetzeit auf der Reise von Armenien nach Georgien zu einem Felsenkloster unweit von Erewan kommt. „Die Kirche“, so sagt er da, „habe bereits im Fels gesteckt“. Wie für Michelangelo die Skulptur nur aus dem Stein herauszuhauen, für den Maler das Bild aus seinem Untergrund zu befreien ist – alles ist schon da. Der Mensch, der Künstler muss es nur wahrnehmen, aufgreifen, sichtbar machen, vollenden, was schon in Vollendung vorhanden ist. Oder mit den Worten Bitows, der die ihn stumm machende, ans Mystische grenzende Erfahrung wortreich wiederzugeben versucht, oft stammelnd, völlig überwältigt, als er inmitten des Felsendoms steht – und es mag uns wie ein erinnernder Vorgriff auf Zumthors Feldkapelle erscheinen:

Ich stand in der Mitte, den Kopf im Nacken. Dort hoch über mir, war ein kleiner Kreis, von dort drang das Licht ein. Dort war der Himmel. (...) Vom blauen Kreis aus weitete sich die Schale des Gewölbes nach unten, und zur Halbkugel gediehen, brach die Kuppel ab und hing über uns in vollendetem Kreisrund. (...) Dort stand ich, unten auf dem Grund. Die Wandbögen verloren sich im Dämmer, die Säulen strebten aufwärts, gingen über in die Kuppel, von deren Gipfel das blaue runde Auge des Himmels mich anblickte. Und all das war im Fels, aus einheitlichem Gestein. Die Formen waren so harmonisch, einmalig, absolut – solche Vollendung hatte ich nie gesehen und würde ich nie wieder sehen.

Dann aber, als er aus dieser einstmals von unbekannter Hand aus dem Felsen herausgehauenen Kirche ins Freie tritt, bietet sich ihm dort das umgekehrte Schauspiel der Nachahmung der Kunst durch die Natur:

Als ich die Augen hob und die wunderschönen Felsen erblickte, die so streng in die Höhe ragten und oben als Pfeiler im blauen Himmel erstarrten, ein auf dem höchsten Ton verstummter Chor, da erstaunte mich die grandiose Ähnlichkeit noch mehr. Sie galt jetzt umgekehrt. Jetzt glichen diese Felsen der Kirche, aus der ich kam. Diese Kirche war ursprünglicher als die Natur, und jetzt suchte die Natur es ihr gleichzutun. Dieser ganze herrliche Ort und der Himmel waren ein Ebenbild der soeben gesehenen Schöpfung (...) Hier spiegelte und wiederholte alles einander und bestätigte Harmonie und Einheit aller existierenden Formen, und als wir einzugrenzen versuchten, worin denn diese Einheit bestehe, glitt der Blick hoch und immer höher (...) und so blieb uns nur noch, in den Himmel zu schauen ... Der Gottesdienst hat in dieser Kirche niemals aufgehört, auf jeden Stein kann man eine Kerze stellen.

* * *

Zur Autorin:

Marleen Stoessel, lebt als freie Autorin und Kulturpublizistin in Berlin